



MELANIE
LEVENSOHN

INSEL

DEUTSCHES
KIND

ROMAN



Melanie Levensohn

DEUTSCHES
KIND

Roman

Insel

Erste Auflage 2026

Originalausgabe

© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2026

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagfoto: Scheerer/Vintage Germany, Lübeck

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64518-4

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@insel-verlag.de

www.insel-verlag.de

Für Aurelia

Du bist mein Glück, meine Freude.

DEUTSCHES KIND

PROLOG

Maya

Napa Valley, Kalifornien

Am Tag nach meinem zehnten Geburtstag verriet Grandpa mir etwas, das alles, was ich bisher zu wissen glaubte, in Frage stellte.

Wir standen auf dem Hügel hinter seinem Haus, von dem man bis ans Ende des Tals sehen konnte. Die Sonne hing tief über den Weinstöcken, warf Schatten zwischen die Reihen. Bald würden die letzten Strahlen hinter den Bergen verschwunden sein und die Reben mit der Erde in der Dunkelheit eins werden.

»Alles ist miteinander verbunden«, sagte er, seine Hand fest in meiner, »so, wie dieser Tag mit der Nacht, wie Ebbe und Flut, Sommer und Winter miteinander verbunden sind. Ein ewiges Geben und Nehmen, Werden und Vergehen, getragen von der Energie zwischen Mensch, Erde und Sternen.«

Ich sah zu ihm hoch. »Was meinst du damit, Gramp?«

Er ließ meine Hand los und deutete auf den Boden. »Die Erde unter deinen Füßen, Bee-Bee – sie atmet. Mal holt sie tief Luft, dann gibt sie sie wieder frei. Die Weinstöcke nehmen diesen Atem auf, wachsen danach. Auch Menschen

und Tiere sind Teil dieses Rhythmus, dieser Harmonie, genau wie der Mond und die Sterne.«

Ich blickte zum Mond hinauf, der bleich und schmal am Himmel hing und so weit weg war. »Was hat denn der Mond mit den Reben zu tun?«

»Sehr viel, mein Kind.« Er lächelte. »Ihm folgen nicht nur die Gezeiten, sondern auch die Pflanzen. Wenn er zunimmt, fließen die Säfte nach oben, die Pflanzen strecken und entfalten sich. Wenn er abnimmt, so wie jetzt, kehrt die Kraft zurück in die Wurzeln. Der Kosmos ist ein fein ausgeklügeltes Zusammenspiel zwischen Wärme, Licht und Luft. Das Große lebt im Kleinen und das Kleine im Großen.«

Ich nickte ehrfürchtig, spürte, dass ich gerade etwas sehr Wichtiges gelernt hatte, auch wenn ich es immer noch nicht ganz verstand.

»Wissen das die anderen Weinbauern hier im Valley?«, fragte ich, denn Dad hatte dieses kosmische Zusammenspiel noch nie erwähnt. Auch in der Schule sprach niemand darüber. »Vor allem das mit dem Mond?«

Gramp ließ den Blick über das Tal schweifen und schüttelte den Kopf. »Leider nicht. Ich habe jahrelang versucht, es ihnen zu erklären. Die meisten wollen nichts davon hören. Sie graben, schneiden, spritzen, pressen. Aber wenn man die Natur nicht achtet, gerät sie irgendwann aus dem Gleichgewicht.«

Das Gleichgewicht zu verlieren, war schlimm, das wusste ich von meinem Sturz neulich. Es hatte tagelang wehgetan.

»Und dann?«, fragte ich.

»Dann holt sich die Sonne das fruchtbare Land, das sich

der Mensch so gnadenlos zu eigen gemacht hat, Stück für Stück zurück. Und kein Wein wird mehr hier wachsen.«

Unruhig blinzelte ich in die Sonne, die gerade als roter Ball hinter den Bergen versank. Ob sie sich wirklich eines Tages an den Menschen rächen würde? Und was würden die Weinbauern dann machen?

Ich musste Dad warnen, er hatte viel mehr Reben als Gramp.

»Keine Angst«, murmelte Gramp, der meine Besorgnis gespürt hatte, »noch bleibt uns Zeit, etwas zu ändern.«

Er legte den Arm auf meine Schultern. »Die Natur ist wie ein Lied, bei dem wir mitsingen dürfen. Wenn wir nur noch schreien, hören wir ihre Melodie nicht mehr.«

Ich drückte mich an ihn. »Dann lass uns leise sein, damit wir das Lied hören.«

»Ja, Bee-Bee«, flüsterte er, »genau darum geht es.«

Seit jener Nacht mussten über zwanzig Jahre vergehen, bis ich begriff, dass ich die Melodie schon lange nicht mehr hörte.

KAPITEL 1

Liese

Herxheim bei Landau, April 1945

Kartoffelstampf, wie immer. Er war graubraun und roch nach feuchtem Holz und Erde. Liese hatte ihn mit Schalen, Wurzeln und etwas Trockenmilch gestreckt, damit er für sie drei reichte.

Mutter starrte angewidert auf ihren Teller, bevor sie die Gabel in die dunkle Masse tauchte. »Wenn ihr wüsstet, was sich heute zugetragen hat.«

»Heute bei der Arbeit?«, hakte Katrin nach, während sie einen Klecks Margarine unter ihre Kartoffeln mischte.

Mutter nickte müde.

Liese ließ den Löffel sinken. Die Mutter arbeitete beim französischen Ortskommandanten als Zugehfrau und Köchin und musste jeden Tag für zwanzig Soldaten das Mittagessen zubereiten. Hatten die Kerle sie etwa ...? Seit sich die französischen Besatzer in die Herxheimer Gaststätten, Schulen und Häuser einquartiert hatten, hörte man ständig von solchen Vorfällen. Der Frau vom Jakob Wiechel war es passiert, am hellichten Tag hinter der Scheune – mit einem Marokkaner –, und der Tochter der Gäbeles auch. Seitdem mied Liese Seitenstraßen und Feldwege.

»Jetzt erzähl schon, Mutter«, drängte Katrin, neugierig wie immer, wenn es um die Franzosen ging, die in khakifarbenen Uniformen durch die Straßen patrouillierten, die Trikolore schwangen und ganz Herxheim mit Anweisungen und Erlassen zu plakatiert hatten.

»Damit du die Geschichte gleich morgen beim Brot-Anstehen an deine Freundinnen verfüttern kannst?«, fuhr Liese ihrer Schwester über den Mund.

»Spiel dich nicht so auf, nur weil du zwei Jahre älter bist«, schnappte die zurück.

Mutter hob den Kopf. »Schnecken!«

Die Mädchen sahen sie verdutzt an.

»Der Kommandant wollte, dass ich Schnecken koche. Einen ganzen Eimer voll!«

»Igitt.« Katrin schüttelte sich vor Ekel.

Liese fiel ein Stein vom Herzen. Sie hatten sie also *nicht* angefasst. »Und? Hast du es gemacht?«

»Natürlich.« Sie zuckte mit den Achseln. »Mir blieb nichts anderes übrig.«

Liese stellte sich die glibberigen Körper auf ihrer Gabel vor und verzog den Mund. »Wie kocht man denn so was?«

»Das wusste ich auch nicht«, sagte Mutter, »also habe ich sie wie Leberspätzle zubereitet. Abgebrüht, aus den Häuschen gezogen und in einer Pfanne mit Butter angebraten.«

Leberspätzle. Butter. Liese wurde schwindelig vor Hunger. Schnell schob sie sich eine Gabel Brei in den Mund. Er schmeckte nach verlorenem Krieg und Essensmarken.

»Aber so geht man in Frankreich anscheinend nicht mit Schnecken um«, fügte Mutter hinzu. »Die Offiziere haben nichts davon angerührt.«

Katrins Augen weiteten sich vor Vergnügen. »Und dann?«

Liese ahnte es bereits – spätestens morgen würde sich der halbe Ort das Maul über die Franzosen und ihre barbarischen Essgewohnheiten zerreißen.

»Dann haben sie alles auf den Mist geworfen, und ich musste etwas anderes kochen.«

Katrin seufzte. »Die schöne Butter ...« Sie stocherte auf ihrem Teller herum. »Kannst du nicht mal ein Pfund davon in deiner Schürzentasche mitgehen lassen?«

Mutter hob die Brauen. »Kommt nicht in Frage. Die Franzosen machen überall Straßenkontrollen. Wenn sie gestohlene Ware bei mir finden, komme ich in Teufels Küche.«

»Da bist du doch schon«, kicherte Katrin.

Liese musste lachen, und selbst die Mutter konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Liese sog es in sich auf, freute sich über diese flüchtige Milde in Mutters sonst so strenger Miene. Seit der Vater in den Krieg gezogen war, um für das Reich zu kämpfen, war von der fröhlichen Frau, die früher mit ihren Töchtern Swing gehört und beim Kochen gesungen hatte, nur noch Bitterkeit übrig.

»Butter kriegen wir auch bei den Pfeiffers auf dem Hof«, sagte Liese, »und für eine von Vaters Handgerollten bestimmt sogar zwei Pfund.«

Der Vater war in der Herxheimer Tabakproduktion tätig gewesen. Zwei Kisten seiner feinsten Zigarren hatten sie vor den Franzosen und ihren strengen Requisitionen retten können. Jetzt lagerten die Kisten gut versteckt im Keller. Eine Erinnerung an unbeschwerte Zeiten, die die Mutter wie ihren Augapfel hütete.

Ihr Lächeln erstarb. »Die Zigarren rührt ihr nicht an.«
Sie griff nach der Margarine. »Die tauschen wir im Winter gegen Kohle ein, wenn die Franzosen am warmen Ofen hocken und sich über die vollen Bäuche streichen.«

Es klopfte. Sie fuhren zusammen. Abends, nach der Sperrstunde, durfte man das Haus nicht verlassen und keinen Besuch empfangen. Das Klopfen klang nicht wie das typische Kurz-kurz-lang von Frau Martin, der Nachbarin, die sich manchmal über die französischen Verbote hinwegsetzte und nach dem Essen auf ein Schwätzchen vorbeikam. In diesem Pochen lag die Kraft eines Mannes.

»Wer kann das sein, so spät?«, flüsterte Katrin.

Mutter bekreuzigte sich. »Seid ihr beim Milchhams-tern erwischt worden?«, zischte sie. »Oder habt ihr was geklaut? Dann sagt es lieber jetzt.«

Liese legte ihre Gabel nieder. »Ich ... ich bin gestern nicht zur Kartoffelkäfersuche gegangen.«

»Du hast es vergessen?« Panik blitzte in Mutters Augen auf.

»Nein, es war einfach zu viel. Ich musste dreieinhalb Stunden beim Gemüsehändler anstehen, und als ich endlich drankam, war nichts mehr da. Dann war ich beim Metzger. Das hat auch wieder zwei Stunden gedauert ...«

»Zu viel«, öffte die Mutter sie nach und vergaß für einen Moment zu flüstern, »immer ist euch Gören alles zu viel. Die Käfer fressen den Bauern die ganze Ernte weg. Willst du, dass wir alle verhungern?«

»Mensch, Liese«, sagte Katrin, »was machst du für Sachen?«

Es klopfte erneut. Lauter.

»Hallo?«, rief eine Männerstimme.

»Jetzt geh schon, Liese, und mach auf«, befahl Mutter.
»Wenn es die Polizei ist, dann sollen sie dich gleich mitnehmen.«

Liese erhob sich und schlich mit weichen Knien durch den Flur. Die Käfersuche zu schwänzen, konnte verheerende Strafen nach sich ziehen.

Als sie die Tür aufzog, blickte sie in die eisblauen Augen eines Soldaten. Er war groß wie ein Baum und trug einen hellbraunen Feldrock mit Goldknöpfen. Sein Gewehr hing an einem Ledergurt schräg über seiner Schulter.

Liese zitterte vor Angst.

»Guten Abend«, sagte der Mann und sah ihr so unverwandt in die Augen, dass ihr die Hitze ins Gesicht schoss. Schnell wandte sie den Blick ab.

»Ich suche Frau Kirchner. Ist das Ihre Mutter?« Sein Deutsch war erstaunlich flüssig, der Akzent weich wie Butter.

Liese fasste wieder Mut. Dieser Mann klang nicht wie jemand, der gekommen war, um ihr eine Strafe zu verpassen.

Sie nickte stumm und musterte sein Gewehr, das in der Abendsonne glänzte. Erst jetzt bemerkte sie den prall gefüllten Seesack neben ihm auf dem Boden. War er etwa plündernd durchs Dorf gezogen, so wie viele andere seiner Kameraden, und hatte den Bürgern Schmuck, Radios, Gürtel und Schuhe abgenommen?

Sie hörte Schritte im Flur, kurz darauf erschien Mutter, hinter ihr Katrin.

»Was kann ich für Sie tun?« Mutters Finger tasteten über ihren Dutt, flogen über die dürftig geflickte Schürze.

»Guten Abend, Madame.« Der Soldat nickte förmlich.

»Darf ich mich vorstellen? Lieutenant Escoffier, Première armée française.« Er zog ein Stück Papier aus der Brusttasche und hielt es ihr entgegen. »Ihr Haus wurde mir als Unterkunft zugeteilt.«

Sie griff nach dem Dokument. »Quartiersschein«, las sie laut und erleichte.

Lieses Herz setzte einen Schlag aus. Dieser Hüne würde jetzt bei ihnen wohnen? Mit seiner Waffe in ihrer Küche frühstücken?

Nach dem Einmarsch der Alliierten im März hatten sich viele französische Offiziere in den Privathäusern der Bevölkerung eingenistet. Beim Pfarrer wohnten zwei, bei den Lohmanns eine Straße weiter gleich drei. Sie schlieften in Gäste-, Wohn- und Kinderzimmern oder hatten die Eigentümer vertrieben und gleich das ganze Haus besetzt.

Bis jetzt waren die Kirchners von den Zwangseinquartierungen verschont geblieben – vielleicht, weil ihr Haus viel kleiner war als die anderen und etwas versetzt hinter dem der Martins lag. Aber das war nun vorbei.

Katrin musterte den Franzosen misstrauisch.

Mutter ließ das Papier sinken und holte Luft. Liese sah ihr an, wie sie in Gedanken die wenigen Zimmer durchging und überlegte, wo der Soldat schlafen könnte. Ein Gästezimmer hatten sie nicht, und Liese und Katrin teilten sich bereits die kleine Stube neben dem Schlafzimmer der Eltern.

Mutter trat in den Flur zurück. »Kommen Sie.«

Der Leutnant griff nach seinem Sack, dann folgte er ihr. Er war so groß, dass er den Kopf einziehen musste, als er durch die Tür ging.

»Wenigstens kein Schwarzer«, flüsterte Katrin Liese zu.

»Halt den Mund, der versteht doch alles.«

In gebührendem Abstand liefen sie hinter dem Soldaten durch den Flur. Mit einem flauen Gefühl betrachtete Liese das Gewehr, das sich im Rhythmus seiner Schritte leicht hin und her bewegte.

»Wir werden das Arbeitszimmer meines Mannes für Sie herrichten«, erklärte Mutter, während sie ihm voran die schmale Treppe in den ersten Stock hinaufstieg. »Dort steht zwar kein Bett, aber ein Sofa.«

»Sehr freundlich, Madame.« Die Stufen ächzten unter seinen Stiefeln, ein kalter Zug Besatzungsmacht blies durch das Häuschen.

Liese wurde bange zumute. Ein Fremder – nachts in ihrem Haus. Er würde ihre Gespräche belauschen, das Badezimmer mit ihnen teilen, in den Sachen des Vaters herumstöbern.

Schlimmer noch: Sie waren ihm und seinen Gelüsten komplett ausgeliefert. Er könnte über die Mutter herfallen, sich an ihnen allen vergehen – und niemand würde ihnen zu Hilfe eilen. Sie dachte an die Frau vom Jakob Wiechel, die sich seit dem Vorfall hinter der Scheune kaum noch unter Menschen traute, und erschauerte.

Oben angekommen, öffnete Mutter die Tür zu dem kleinen sonnigen Eckzimmer. Der Duft des geliebten Vaters strömte ihnen entgegen. Nach Tabak roch es, nach seiner Strickjacke, die noch immer über dem Drehstuhl hing, und nach stillen Sonntagnachmittagen in einer Welt ohne Krieg. Ein Schatten legte sich über Mutters Gesicht, ihre Augen wurden feucht.

Früher hatte sich der Vater gern hierher zurückgezogen, um zu arbeiten oder zu lesen. Wenn sie jetzt den Raum